

Verbundkatalog Kalliope

Artikel zu "Notizen eines Vagabunden"

Bonsels, Waldemar

1921

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden. Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt. Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus
Literaturarchiv
Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Adresse: Adlzreiterstraße 7, 80337 München
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia Literary Archives:
Literaturarchiv
Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Address: Adlzreiterstraße 7, 80337 Munich, Germany
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

Der Lesezirkel

9. Jahrgang (1921/22) ♦ 5. Heft

Jährlich 12 Hefte



Verlag des Lesezirkels Göttingen ♦ Zürich

Der „Lesezirkel“ erscheint in zwanglosen Hefen,
im Winter halbmonatlich, im
Sommer zweimonatlich. Das Abonnement des Jahrgangs (zwölf
Hefte) kostet 7 Fr., das einzelne Heft 70 Cts. Man abonniert bei
der Post, in den Buchhandlungen oder beim Verlag: Lesezirkel
Hottingen, Gemeindeftraße 4, Zürich. Den Mitgliedern des Lese-
zirkels Hottingen wird das Blatt unentgeltlich zugestellt.

GEGR. 1872

LA GENEVOISE

GEGR. 1872

Genfer Lebensversicherungs-Gesellschaft in Genf

Schweizerische Gesellschaft, der Bundesaufsicht unterstellt

Die Gesellschaft verfügt über 122 Franken
für je 100 Franken Barwert ihrer Verpflichtungen

Kapital-, Renten- und Kinder-Versicherungen

Kostenfreie Aufnahme — Niedrige Tarifprämien
Libérale Bedingungen
Jährlicher Gewinnanteil vom zweiten Jahr ab

Welt-Policen vom Beginn der Versicherung an
Übernahme des Flugrisikos für Passagierflüge

*General-Vertretung für den Kanton Zürich
und die Bezirke Einsiedeln, Höfe und March im Kanton Schwyz:*

H. J. WEGMANN-JEUCH, «Genfer Haus» in ZÜRICH

Geschäftsgebäude der Gesellschaft: Bahnhofstrasse No. 42

Blumen

Frau E. Rühl / Zürich 2

Bleicherweg 2 / Tel.: S. 50.38

Außer Geschäftszeit: S. 63.83

Empfiehlt sich für Arrangements jeder Art und zu jedem Anlaß:

==== **Hochzeiten, Gesellschaften etc. etc.** =====

— Binderei L. Ranges —



Mal-Utensilien

Maskästen, Künstlerfarben, Chagris, Malleinwand, Staffeleien, Kissenbücher, Feldstühle, Malchirme, — Material zum Radieren und Modellieren —

Kaufen Sie am vorteilhaftesten in dem altbekannten Spezialgeschäft von

Gebrüder Scholl-Zürich
— Poststrasse 3, beim Paradeplatz —

Willys
KNIGHT

der amerikanische

Qualitäts-Wagen

ventillos „Patente Knight“

Hr. Ch. schreibt
uns:
„C'est une merveille“



Verlangen Sie Katalog
W. K. 21

Badertscher & Co., Automobiles, Zürich

Vertreter auf allen bedeutenden Plätzen

[Eine mit

Crème Jolanda gepflegte Haut

leidet nicht unter Witterungseinflüssen, sie ist stets frisch und rosig,
wird durch keine Fehler entstellt, nicht alt und nicht runzelig, nicht
gelb und nicht grau, denn

Crème Jolanda erhält der Haut die frische Schönheit der Jugend.

Crème Jolanda fettet nicht ab u. kann stets Verwendung finden. Tuben Fr. 1.25 u. 2.50 in

Hausmann's Urania-Apotheke, Uraniastrasse 11, Zürich.



Stammkapital
und Reserven:
Fr. 110 Millionen
77,000 Mitglieder

Schweizerische Volksbank Z ü r i c h

mit Comptoirs und Agenturen in den verschiedenen
Stadtkreisen, sowie in Altstetten, Dietikon
Küssnacht, Thalwil

und 38 weitere Niederlassungen in der ganzen Schweiz.

Besorgung aller Bankgeschäfte

Achetez vos Livres Français

chez

GEORGES CRES & Cie.

Paradeplatz - ZÜRICH - Tiefenhöfe 7

CHANGE EXCEPTIONNEL



Feine Schuhe
BEURER



WALDEMAR BONSELS

Nach einer photographischen Aufnahme von Franz Grainer in München

Der Lesezirkel

9. Jahrgang, 5. Heft

Zürich, Januar 1922

Inhalt:

Seite

Notizen zu den Notizen eines Vagabunden, von Robert Jaesi	65
Biographische Notizen, von Waldemar Bonsels	70
Die Herrschaft des Tiers, von Waldemar Bonsels	72
Der Prolog zu der epischen Dichtung „Don Juan“, von Waldemar Bonsels	74
Chronik	78

Montag, den 9. Januar 1922

im Kleinen Tonhallsaal

5. Abend des Lesezirkels Hottingen

Waldemar Bonsels

(München)

Vorlesung aus eigener Dichtung:

- a) Aus dem dritten Bande der „Notizen eines Vagabunden“: „Der Erdgeist“ (unveröffentlicht)
- b) Verse

Kassaöffnung 7 Uhr, Anfang 8 Uhr, Ende gegen 9 $\frac{1}{2}$ Uhr

Eintrittskarten à Fr. 6, 5, 4, 3 u. 2 im Vorverkauf: a) für Mitglieder am Samstag im Lesezirkelhaus (Gemeindestrasse 4) und bei Kuoni (Bahnhofplatz); b) für jedermann am Montag bis nachmittags 4 Uhr ebenda, ferner Montag abends von 7 Uhr ab an der Tonhallekasse

MARCH. TAILLEURS / TAILOR MADES

SIDLER & HESS

BAHNHOFSTRASSE 77 - ENTRESOL

✂ ZÜRICH ✂

Seiden-Griender

Paradeplatz Zürich

Ersklassige Stoffe

Damen- und Herren-Modeartikel

Maß-Salons



Notizen zu den Notizen eines Vagabunden

Von
Robert Faesi

Auch der Neid könnte es nicht leugnen: Waldemar Bonsels ist Mode. Aber der Lesezirkel würde seinem Publikum einen schlechten Dienst leisten, wenn er ihn deshalb nach Zürich geladen hätte. Er tat es in der Überzeugung, einen Menschen und Dichter in den Vortragsaal zu rufen, dessen Wert über den Tagesruhm hinaus Bestand hat.

Soviel Erfolg, wie seine Bücher sich in wenigen Jahren errangen, könnte freilich mißtrauisch machen.

„Himmelsvolk“ ist in fast 300 Auflagen, „Die Biene Maja“ in 375 000 Exemplaren, die „Indienfahrt“ in 230 000, „Menschenwege“ in 130 000, das neueste, vor ein oder zwei Jahren erschienene Werk „Eros und die Evangelien“ bereits in 90 000 Exemplaren verbreitet, die zahlreichen Übersetzungen in andere Sprachen nie eingerechnet. Zwar lauten kompetente Urteile über seine ersten, mir unbekannten Bücher übereinstimmend hart, und es mögen bei den spätern vorerst nicht Bonsels tiefste Werte gewesen sein, die ihm die meisten Herzen öffneten, sondern etwa die leichte Anmut und der glückliche Griff in ein wenig ausgebeutetes Stoffgebiet, die jenes beschwingte Bienenepos auszeichnen, das Kinder und Erwachsenen seine Honigwaben öffnet. Oder es war die zarte und bunte Poesie und die schalkhafte Vermenschlichung des in seiner Naturfrömmigkeit echt deutschen Buches „von Blumen, Tieren und Gott“, das er „Himmelsvolk“ benannt hat; oder die eindringliche und glänzende Vision der heute so sehnsüchtig umworbenen Ferne des Orients in der „Indienfahrt“, in der dem Leser Dichtung als Wahrheit, Wahrheit als Dichtung erscheinen mag.

Das waren wohl die Brücken, die Bonsels sich unabsichtlich zur Beliebtheit und zum Verständnis seiner seltsamen und tiefsinnigen, in ihrer vollen Bedeutung nicht leicht zugänglichen „Notizen eines Vagabunden“ gebaut, deren zwei Bände „Menschenwege“ – „Eros und die Evangelien“ zum Wertvollsten unsrer heutigen deutschen Dichtung gehören. Von diesen durch die Gestalt des erzählenden Vagabunden zusammengehaltenen Novellen oder besser novellistischen Bekenntnissen soll fortan die Rede sein.

Eigenes Erleben – das fühlte man auch dann deutlich, wenn die Ichform der Darstellung vermieden wäre – ist der Hort, der hier gehoben und geläutert wird. Wieviel der Erlebnism Wirklichkeit, wieviel dem künstlerischen Veredelungsprozeß zuzuweisen ist, brauchen wir freilich nicht zu wissen, voraussichtlich dem letzteren mehr als der naive Leser anzunehmen geneigt ist. Besonders beim zweiten Band tritt die Idee in der folgerichtigen Gestaltung zweier gegensätzlicher Sphären („Eros“ und „die Evangelien“, die Bonsels einmal als die Pole unsrer heutigen Welt bezeichnet) deutlich hervor. Wenn dadurch die geistige Bedeutung des Buches gesteigert wird, so geht anderseits etwas verloren von jener Unmittelbarkeit, von jener lebenswahren Willkürlichkeit und Wirklichkeit, von dem Unberechenbaren und überraschend Wechselnden, ja Abenteuerhaften, das den Charme der „Menschenwege“ ausmacht.

Die oft dem Auge sich verbergende Lebenslinie des „Vagabunden“ wird gekreuzt von mannigfaltigen andern Lebenslinien und Menschenwegen, wird durch sie dahin und dorthin gebogen, und wir folgen ihren wunderlichen Kurven und Windungen in einer Lust des Miterlebens, die nur eine große Meisterschaft der Darstellung sich zu erzwingen vermag.

Der „Vagabund!“ – Unsere schweizerische Literatur kennt die zu allen Zeiten der Dichtung teure Gestalt des jugendlichen Wanderers, der in der Welt herumgeworfen wird und sich herumwerfen läßt, in vielen Variationen; kennt ihn aus der wahrhaftigen Lebensbeschreibung Uli Bräkers, aus den Irrwegen Jakobs des Handwerksgefellens (des schwäbischen Naseweis, den Gotthelf zu einer pädagogisch wirksamen Rundfahrt in der Schweiz herumschickt), oder als Grünen Heinrich, oder als den Abenteurer Heinrich Manesse, oder als Konrad Pilater (alias Jakob Schaffner). Während dieser Basler Schustergefelle als naiver Bursche aus dem

Volk auf der „Walz“ einen Aufstieg zu höheren Regionen des gesellschaftlichen und geistigen Lebens tastend sucht, birgt das zerlumppte Kleid von Bonsels Vagabunden einen gebildeten und geistig schon sehr wachen jungen Mann, der offenbar aus dem Bezirk kultivierteren und intellektuellen Daseins hinuntersteigt in den trüben und oft reißenden Strom allgemeinen Schicksals, — voll Erlebnisdrang, aber ohne Ziel, es sei denn ein allerinnerlichstes und lange unbewusstes. Er weiß den abgetragenen Hut, der auf andern Köpfen saß, voller Würde zu lüften, und die zugleich kühne und delikate Art, die geistvollen Bemerkungen, mit denen er sich als seltsamer Gast einführt — in ein Pfarrhaus — ein Gartenfest — ein Mädchenzimmer — bringen, im Kontrast zu seinen ausgefranstesten Hosen und dem Bündel über der Schulter, die Leute durchaus aus der Fassung. Abriß versteht der Erzähler diese Situation technisch auszunützen, denn indem der Vagabund auf seine bohrende Art die Alltäglichkeit und Konvention durchbricht und an die Schicksalsfalte in seinem Gegenüber rührt, werden wir gleich auf Wesentlichstes und Menschlichstes geführt und im Augenblick entwickeln sich Abenteuer, aber freilich Abenteuer im Reich der Seelen, aus denen der Vagabund vermöge seiner Erlebniskraft bereichert oder verwandelt hervorgeht, — und oft auch die Gegenspieler.

Mit seiner Wünschelrute irrt er, bis sie über einer Quelle des Menschlichen in Schwingung gerät, scheinbar planlos herum, unbekümmert um die sozialen Schichten, über welche sein Weg führt. Arbeit ist ihm ein Mittel, das Dasein zu fristen und von neuen Seiten kennen zu lernen, kein Selbstzweck oder gar Erwerbszweck. Er hält es so wenig wie Robert Walsers ein wenig verwandte Romanhelden auf die Dauer in einem festen Gefüge oder Beruf aus, und wenn er ohne Besinnen den Platz am Seherkasten mit dem am Krankenlager eines armen Mädchens vertauscht, so leitet ein guter Genius seine Freiheit, denn durch den Verkehr und die mystische Hochzeit mit jener namenlosen jungen Heiligen empfängt er die stärksten Weihen seiner Wanderjahre.

„Jene unbändige Lust am Wagnis und am Besonderen, jener Hang, alle Fesseln einer hergebrachten Lebensform gegen die einfache Bewegung eines mutigen Menschentums einzutauschen“, um der Herzensstimme Willen die zeitgenössische Herrschaft des berech-

nenden Verstandes kurzerhand auszuschalten, diese Züge bestimmen die im übrigen sehr komplizierte, in manchem problematische Physiognomie des Vagabunden und verleihen seinen Notizen einen großen Teil ihrer Anziehungskraft auf die heutigen Leser, die sich für eine Weile von der nüchternen Zweckmäßigkeit und Zielstrebigkeit der eigenen bürgerlich, beruflich und gesellschaftlich eingereichten Existenz befreit fühlen und den Reiz einer sehr erlesenen Romantik genießen mögen.

Aber es wäre oberflächlich, dabei stehen zu bleiben und den Vagabunden für eine Art modernisierten romantischen Taugenichts zu nehmen. Ein großer und starker Lebensernst spricht aus seinen Aufzeichnungen. Seine Unbürgerlichkeit ist nicht Träumerei, sein Schweifen nicht Schwärmen, seine Flucht aus der sozialen Einreihung nichts weniger als Weltflucht, sondern Wagemut und Keckeres, tieferes Erfassen der Welt.

„Ich habe einen neidlosen Blick ewigen Abschieds auf die Lebensbereiche derer geworfen, die sich kampflos und begnügungssam bescheiden. Wenn ich im Leben einen Todfeind haben werde, so ist es ihr Frieden, wenn ich etwas zerstören werde, so werde ich ihre Ruhe zerstören, wenn meiner ein Kampf wartet, so ist es der Kampf gegen ihren Gott, der ihre Häuser schirmt und ihren Geist tötet. Eine furchtbare Macht wird auf meiner Seite sein, himmlischen Heerscharen vergleichbar, das ist die Jugend . . .“ So entföhrt es dem Vagabunden in der Aufregung einer entscheidenden Stunde, und er erschrickt selber ob seiner faustischen und revolutionären Leidenschaft.

Diesen Kampf führt er freilich nur mit geistigen Waffen und nur mit sich, als einen Kampf um ein volleres und wesentlicheres Erfassen des Daseins. Denn „wie wenig offenbart uns das Leben, wenn wir die herkömmlichen Maße vom Wert, Tugend, Gerechtigkeit und Güte an sein mächtiges, tausendfältiges Antlitz legen! Alles zu verwerfen, alles, sollte der Lebensbeginn der gesunden Jugend sein, als ob sich reinen starken Herzen der echte Wert nicht immer doch erschölfe!“

Nicht sicher oder rationell, sondern werthast und wesenhaft zu leben, das ist der Kern dieser heißen Liebe zum wunderartigen Dasein und die Sehnsucht dieses Vagabundentums; in diesem Sinn ist sein Ausspruch zu verstehen: „Die Besten unserer Zeit sind

Vagabunden.“ Er sucht nicht fremde Abenteuer, sondern sein Schicksal.

So besonders, einmalig und novellistisch seltsam die Begebenheiten des Buches sind, so werden sie darum doch auf die Gesetzhelikeiten und Grundmächte des menschlichen Daseins zurückgeführt und bringen ewige Grundakkorde der Seele zum Tönen: Furcht und Hoffnung, Unrast und Ruhe, Vergänglichkeit und Ewigkeit, Blut und Geist, Einsamkeit und Gemeinschaft, Väterliches und Mütterliches, Eros und Charitas, irdische und himmlische Liebe.

Die meisten der heutigen Dichter sind nur im Sinnlichen oder Geistigen stark; es ist Bonsels bedeutsamer Vorzug, beides zu sein. Er versteht die Naturmacht des Meeres so stark zu beschwören wie das Mysterium des Todes; die Schilderung einer Mittagsrast unter Bäumen am Bach oder eines Gespräches in der Spelunke ist so eindringlich wie die lyrische Evokation einer allgemeinen Lebensempfindung. Das Besondere und das Allgemeine durchdringt sich beständig und oft restlos. Mit der Deutlichkeit eines Gemäldes sehen wir den Vagabunden, der sein einziges Paar Schuhe in die Werkstatt zum Flicker brachte, von einem leisen Weinen angezogen, auf den Socken in die fremde Armeleutestube schleichen, und schon ist diese Kammer voller Schicksal und Ewigkeitslust und weitet sich zu einer ganzen Welt. Er weiß „um das Geheimnis, daß die Welt nicht an den Erscheinungsformen, die unsere Sinne wahrnehmen, ermeßbar ist“; sie wird ihm „zu einem Gleichnis“.

Bonsels Andacht vor den Dingen und seine Weltfrömmigkeit versenkt sich in Biene und Baum, in absonderliche Menschheits-exemplare und Daseinsaugenblicke, aber sie weiht dieses Einzelne und gibt ihm Symbolkraft. Seine starke Religiosität abstrahiert weder von der Erscheinungswelt, noch beschränkt sie sich auf diese. Sie verwebt beständig das Natürliche und Metaphysische. Die Ideen der Liebe, des Glaubens, der Erwählung, der Erlösung usw. werden nicht analysiert (nur jene „Heilige“ gerät etwas allzutief in die Theologie und versucht in Worten zu vermitteln, was — Bonsels ist sich dessen bewußt — nur Ahnung bleiben kann); sie werden vielmehr vermöge seiner dichterischen Kraft Erlebnis und Movens. Der Vagabund hat den Glauben. „Ihr Glaube? An was glauben Sie denn so zuversichtlich?“ fragt man ihn. Er stellt die Gegenfrage: „Ich glaube. Ist das nicht genug?“ — „Als ob

glauben eine Angelegenheit einer bestimmten Überzeugung wäre! Glauben ist das Herz der echten Frömmigkeit, der Gesundheitszustand starker Seelen, glauben ist das ewige Ja.“

Das ungefähre ist die seelische Beschaffenheit und die Einstellung zum Leben, die in den genannten Büchern Waldemar Bonsels sich mit dichterischer Gestaltungskraft und einer zugleich zarten und kräftigen Sprachkunst einen schönen Leib geschaffen hat. All das ist sehr deutsch und zugleich sehr menschlich, und auch wieder sehr persönlich und eigenartig. Es ist in seiner besondern Tönung nur schwer mit Worten zu verdeutlichen, geschweige denn auf eine klare und eindeutige Formel zu bringen. Die Notizen des Vagabunden werden ihren zahllosen Lesern noch viel zu schaffen machen. Doch – um mit ihrem Verfasser zu schließen – „der höchste Genuß an Büchern ist die eigene Leistung des Lesers, das beste Buch aber ist das, welches dem Leser seinen eigenen Reichtum fühlbar macht.“



Biographische Notizen¹⁾

Das Land meiner Herkunft ist die Normandie, meine Vorfahren väterlicherseits wanderten aus Frankreich aus und kamen über Flandern nach Deutschland.

Meine Urgroßmutter war Holländerin, meine Großmutter Deutsche. Die Familie meiner Mutter stammt aus Dänemark und ist friesischer Herkunft, meine Mutter selbst wurde als Dänin geboren und sprach als Kind nicht deutsch. So ist mein Blut aus den germanischen Stämmen zusammengefloßen, die den Norden Europas bevölkern.

Ich selbst bin in Schleswig-Holstein geboren, in dem kleinen Ort Ahrensburg bei Hamburg, am 21. Februar 1881. Meine Kindheit brachte ich auf dem Lande zu, bis das unruhige Leben meines Vaters mich mit unserer Familie von Großstadt zu Großstadt führte. Die rastlose Natur meines Vaters ließ ihn nirgends festhaken werden, noch als ich schon Schüler war, trieb es ihn erneut auf die Universität, da er einen Wechsel seines Berufs durchführte.

Ich besuchte das Gymnasium in Kiel, wo ich lernte, wie man es ungestraft anstellt, die Schultage im Freien zuzubringen, statt im Klassenzimmer. Sonst erinnere ich mich nur noch Homers und meiner Tierzeichnungen, die ausgedehnt waren, wie die Fahrten des Odysseus. Ich brachte es durch die leidenschaftlichen Bemühungen meines Vaters bis zur Sekunda. Ich weiß nicht, ob es für meinen oder für den

¹⁾ Aus: Waldemar Bonsels. Eine Studie von Karl Rheinfurth. Mit zwei Bildnisbeigaben Berlin, Schuster & Loeffler, 1919

Geist der Schule bezeichnend ist, daß ich einmal, als ich in der Tertia sitzen blieb und eine Nachprüfung verlangte, drei Wochen darauf als Dritter versetzt werden mußte. Ich habe die Arbeit dieser Ferientage bitter bereut, denn man glaubte mir von nun ab nicht mehr, daß ich etwas, was ich sollte, nicht auch könnte.

Im allgemeinen sind meine Kindheits- und Jugenderinnerungen heiter und glücklich, was ich meiner Mutter verdanke, die niemals auf den Gedanken gekommen ist, daß sie für etwas anderes in der Welt sei als für mich.

Nach der Schule steckte man mich in allerlei Lehren, denen ich die Geschiedlichkeit verdanke, mich rechtzeitig von jeder Arbeit fernzuhalten, die meiner Veranlagung und Bestimmung nicht liegt. Diese Betrachtung von Pflicht und Recht brachte mich in so ernstlichen Konflikt mit meinem Vater, der meine bürgerlichen Untugenden in viel zu hohem Maße selbst besaß, um sie nicht aufgeregt bei anderen zu unterdrücken, daß ich über Nacht sein Haus verließ, mich mit siebzehn Jahren ein für allemal unabhängig von ihm machte und mich auf die Wanderschaft begab. Aus dieser Zeit berichten die „Notizen eines Vagabunden“, die erst viel später geschrieben worden sind.

Von meinen unruhigen und gefährlichen Wanderungen durch Deutschland, die mich hinauf und hinab führten, durch Spelunken, Gassen und Gärten, bürgerliche Häuser und Schlösser, Herzen und alle Kälte der Fremde, erinnere ich außer wenigen Menschen am besten, daß ich Dostojewskij und die Evangelien las, Schiller und eine unerhörte Fülle von schlechten Romanen, die ich vergessen habe.

Ich verschaffte mir durch Mittel, die ich lieber nicht erwähne, die Möglichkeit, Deutschland gegen Europa einzutauschen, und Europa gegen Asien. Menschen, die die Pflicht gehabt hätten, sich meiner anzunehmen, wiesen mich von ihren Türen, und solche, die die ganze Schwere meiner eigensinnigen und ungebändigten Natur erlitten, halfen mir. Ich dachte, in Indien, wo ich, wie auch in Ägypten, lange weilte, an vielerlei, nur nicht daran, zu schreiben. Meine Verse aus dieser Zeit verachtete ich und versteckte sie vor den Menschen. Sie sind alle verloren, zu niemandes Schaden. Als ich mit vierundzwanzig Jahren meinem Freunde, der als Schriftsteller bekannt war, meine ersten Prosaversuche zeigte, gestand er mir eine Fülle guter menschlicher Eigenschaften zu, von denen ich keine einzige besitze, beschwor mich aber, niemals im Leben wieder eine Zeile Prosa zu schreiben. Ich versprach es ihm.

Auch seiner Schwester, die sehr früh meine Frau wurde, hielt ich meine Versprechungen nicht, und sie trennte sich von mir. Sie verstand nicht, daß die Vieltgestalt des Lebens mich tiefer und schmerzlicher lockte, als ihr Wesen und ihre Liebe, denen ich die erste Zuversicht vor der Allmacht des Herzens und vor der Heiligkeit der Kunst verdanke.

Als ich wieder allein war, beschloß ich, zu schreiben. Schillers großes Wort:

„Was wir als Schönheit hier empfunden,
wird einst als Wahrheit uns entgegengehen“

war meine erste Offenbarung über den Weg. Bestimmend für meine Haltung zur Welt der Erscheinungen und ihrer Wiedergabe im Licht der Idee wurde das Wort des Novalis:

„Die Darstellung des Gemüts muß, wie die Darstellung der Natur, selbsttätig, eigentümlich, allgemein, verknüpfend und schöpferisch sein. Nicht wie es ist, sondern wie es sein könnte und sein muß.“

Ambach am Starnberger See, im August 1919

Waldemar Bonsels



Die Herrschaft des Tiers

Von

Waldemar Bonsels ¹⁾

Aus der Reihe der Entbehrungen und Leiden dieser Tage ist mir ein Eindruck geblieben, der sich tief in meine Seele gegraben hat, und dem ich den letzten Aufschwung meiner Kraft verdankte. Wir kamen an einem Frühmorgen, bevor die Sonne aufgegangen war, in die schmale Felseinmündung zu einer Schlucht, die sich bald groß und weit vor unseren Augen öffnete. Es herrschte noch jenes seltsame und ergreifende Zwiellicht von Mondschein und hereinbrechendem Morgenlicht, das ich nur in den Tropen in diesem magischen Glanz eines Kampfes um die Herrschaft angetroffen habe. In den Ländern des Abendlandes scheint die Nacht dem Tage auszuweichen, ihre Gestirne verblassen gelinde, lange bevor die Sonne am Horizont sichtbar wird, und der schüchterne Morgenmond, der noch bisweilen zu sehen ist, wirkt wie eine verlöschende Erinnerung an die Nacht. Aber in Indien sind die Lichter der Nacht mit dem Glanz des hereinbrechenden Tages in einen leidenschaftlichen Kampf verstrickt, der seine Zwiespälte der Seele um so eindringlicher mitteilt, je mehr die Stille der Lichtwelten ihre Gewalt und Beharrlichkeit behauptet.

Die ersten Tierstimmen erwachten um uns her, aber nichts regte sich. Wir waren tief im Grünen und krochen und sprangen abwärts in weiten Abständen voneinander, von Fels zu Fels, über gestürzte Baumstämme und sumpfige Löcher, in denen die Überreste eines Gebirgsbachs faulten. Nach einer Weile öffneten sich Bambuswände, und ich gewann für kurze Zeit einen freien Blick über die ungeheure Schlucht. Zur Rechten und zur Linken erhoben sich gelbliche Felswände, beinahe senkrecht abfallend und fast ohne Vegetation. Sie liefen in der Ferne auseinander und ließen einen Blick in die dampfende, grauschimmernde Weite zu. Der Dschungel erschien wie eine dicke, grüne Decke im Winkel eines riesenhaften Gemachs mit braunen Wänden, und der Morgenhimmel darüber war von gläserner Klarheit.

Die westliche der beiden steilen Felswände war bis zur Hälfte wie mit dunkelroter Farbe bemalt, gegenüber flimmerte das Mondlicht im Grünen. Ich stand, von diesem Bild gebannt, in Betrachtung versunken da. Zugleich mit der Hoffnung, daß nun der schwierigste Teil unserer Reise überwunden sein möchte, glaubte ich

¹⁾ Aus: Indienfahrt, von Waldemar Bonsels. Frankfurt a. M., Rütten & Loening, 1916

die Wohltat eines leisen, kühleren Windes zu verspüren, und meine Augen glitten entzückt über die goldene Blutbahn des Morgenlichts an der Felswand dahin.

Auf halber Höhe dieser Wand, etwa dort, wo sie der Sonnenschein teilte, lief eine ausgehöhlte Bahn wagerecht durch das Gestein, die man wohl für eine alte Meergrenze hätte halten können. Sie wirkte wie ein überdachter Weg und mag auch zum großen Teil gangbar gewesen sein, führte an halbkuppelartigen Höhlen vorüber und gewährte vereinzelt Zwergpalmen und Aloëstauden Halt. Vor der größten dieser Höhlen war ein kleines Felsplateau, nicht größer als etwa der Raum, den ein alter Lindenbaum in der Mittagssonne zu beschatten vermag, und am Rand dieser Felsplatte in der Sonne lag etwas. Ich erinnere mich deutlich, daß, noch bevor der Eindruck, der meine Augen fesselte, mir irgend zum Bewußtsein gedrungen war, noch ehe ich darüber sann, was dies gelbliche ruhige Etwas sein möchte, ein Unterbewußtsein, wie eine ahnungsvolle Ehrfurcht mich bannte. Aber dann wußte ich es jählings, wie durch einen lauten Zuruf aufgeklärt, und auch ohne daß ich noch Figur und Zeichnung recht unterschied: der Tiger.

Es ist das einzige Mal gewesen, daß ich in Indien einen Tiger in der Freiheit erblickt habe. Ich lehnte mich an den Stamm eines Baumes, schloß die Augen und öffnete sie wieder und sah hinauf wie einer, der sich von seinen Blicken betrogen glaubt. Niemals werde ich die hellbraunen Felswände vergessen, das Morgenlicht in der Steinkuppel und vor ihr, wie auf einem Marmorsokkel als Thron, im Schutze des steinernen Baldachins, die ruhende Sphinxfigur des Tigers. Die Entfernung und die Höhe der Felswände ließen ihn mir klein erscheinen, aber ich unterschied die Zeichnung des Fells deutlich und sah die Pranken nebeneinander ruhen unter dem schrecklichen Haupt, das unbeweglich, wie gemeißelt, die geschmeidige Linie des Rückens und des breiten Nackens vollendete und dessen Augen in die Weite gerichtet schienen. Eine Majestät ohnegleichen ging von diesem glühenden Monument der Natur aus.

Es ergriff mich eine Traurigkeit, die ich niemals ganz werde begreifen lernen, aber ich weiß, daß meine Hände sich ballten und zitterten. Damals erfaßte ich zum ersten Male die Schönheit und Größe der ägyptischen Sphinx, dieses gewaltigsten Steinmonuments, das der Geist und die Erkenntnis des Menschen jemals im Licht des Anspruchs und der Ehrfurcht erschaffen haben. Die Begriffe der Gottheit, der Natur und des Menschseins sind in ihren vielfachen Widersprüchen in dieser Gestalt zu einem Kunstwerk vereint, welches das Unerbittliche lieblich mit der Hoffnung verbindet, die Herrschsucht mit der Anmut, die Gefahr mit der Lust und die Gottheit mit dem Spiel. Und keineswegs einzig durch den Abstand, welcher uns von diesem Bildwerk scheidet, sondern an sich und für alle Zeiten der Vergangenheit und Zukunft stellt die Sphinx das gewaltige Denkmal der Historie dar, jener Historie, die über der Gewißheit einer großzügigen Entwicklung jede Erinnerung an Einzelheiten und Gesehnisse zu verschmähen scheint und nur in erhabenen Merksteinen die Jahrtausende mißt, welche das Menschenherz im unveränderbaren Pulsschlag durchpocht.

Der Anblick dieser großen ruhenden Kaze in der Sonne, hoch in der Felsenfreiheit, über dem unruhig gärenden Bett der vielerlei kleinen Geschöpfe und Pflanzen des Dschungels, trug meinen Geist über die Geschehnisse der Zeiten fort,

zurück bis an jenen ältesten Stein der Menschheitserinnerung. So erschien mir das herrliche Tier in seiner Vereinsamung, wie ein später Nachkomme einer versunkenen Zeit, schon im schwermütigen Schatten des Abschieds seines starken Geschlechts von der Erde der Menschen, denen es mit vielen, längst vergessenen Wesen hat weichen müssen.

Aber hier war noch das Reich seiner Herrschaft. In der Morgensonne funkelte sein steinerner Thron, und den erwachenden Urwald, tief unter dieser königlichen Ruhe, schreckten die Schauer vor solcher Majestät. Arm, müde und machtlos schlichen ein paar Menschein unten durch das schützende Grün, und unter ihnen ich, geduldet und eingeschüchtert durch die Herrschaft des Tiers.



Der Prolog

zu der epischen Dichtung „Don Juan“¹⁾

Von

Waldemar Bonsels

In Rosenfarben, königlich betan mit hellstem Jörn des ersten Lichts,
 erglüh im Jubel seiner jungen Macht,
 hob Satans Geist sich aus der Mitternacht
 des ewigen Alls. Den kecken Adel des Gesichts,
 den Glanz der Stirn, die Stahlkraft der Gebärde,
 hob er im Lächeln seines Vollgewichts
 von Kraft und Schönheit über diese Erde. —
 Es ging ein Graun den Himmel an.
 Es war, als ob die Sonne jählings stockte,
 als ob des ewigen Kreislaufs steter Bahn
 ein finsterner Ferkum Willkür angetan.
 Und Satan hob die Augen und frohlockte.
 Die kecke Hand, unendlich fein gestaltet,
 durchschnitt den Himmel und blieb breit gespreizt,
 von seinem Blick begleitet und verwaltet,
 von heißem Rausch des Hochmuts aufgereizt,
 wie ein Erlaß von königlichem Willen
 über die breite Erde gereckt.
 Und die Erde bäumte sich, aufgeschreckt.
 Feuerfchlünde, mit kochendem Brüllen,
 schleuderten Felsen in zischende Meere,
 grünende Fluren, begnadet vom Blühen,
 mußten zu Schutt und Asche verglühen.

¹⁾ Erschienen 1919 bei Schuster & Loeffler in Berlin

Heulend in die verödete Leere
stürzte das Meer den Trümmern nach.
Da war es, daß der Satan also sprach:

„Ich sprang, ein Glied, aus dem beseelten Ring
unwandelbar harmonischer Gefüge,
zu hoch, zu groß, zu reich war dein Befehl,
Erschaffender! des ewigen Rings Juwel
entglitt dir, eine gottgeschaffne Lüge.
Sieh mich in dir, der ich durch dich empfing.
Kennst du die Allmacht zeugender Bewegung
in meinem Wesen wieder, das dich höhnt!!
Es strahlt dein Traum von Tat in jeder Regung
ein wenig erdenmöglicher versöhnt.
Sag, ist es deine Macht, dein großes Recht,
mich zu verderben!! Nun wohl, versuche!
Du weißt, daß das mißratene Geschlecht
der ganzen Menschheit fiel mit deinem Fluche.
Sieh, graunhaft herrlich, seinen Gott zu morden,
entglitt dein Traum dir, der Gestalt geworden.
So ist im Fall der wandelbaren Wesen
kein Schöpfer je an seinem Werk genesen.
War es vollkommen, brannte sein Gericht
dem Zeitlichen aus strahlendem Gebilde.
Ich führ' als Erbe nur das Recht im Schilde,
das du mißbraucht, berauscht vom eignen Licht.“

Nun rechte sich das Land im Licht empor.
Das Meer verstand die Wohltat seiner Stätte.
Die Erde blühte, selig wie zuvor,
als ob sie Satan nie vernommen hätte.

Und Satan hob die glanzgekrönten Schläfen,
von seinem Fittich brauste Gottes Licht.
Es war, wie wenn zu feurigem Gericht
Millionen Schwerter grell die Erde träfen.
Mitleidig und von ganzem Wesen trunken
von Heil und Wehmut, adelig geneigt,
verzückt von Hochmut in sein Reich versunken,
hat er dem Schöpfer seine Welt gezeigt.

„Der leuchtendste Juwel entsprang dem Ring
unwandelbar harmonischer Gefüge,
Erschaffender, der deinen Geist empfing
und deiner Allmacht erzgefügte Züge.
Schau' an den Ring beseelter Harmonien,
Wie er entsteht und ungegeschlossen klappt.“

Sieh an, die Fülle deiner besten Kraft,
in mir Gestalt geworden, sprengte ihn.
Mag sich die Erde immerdar erneun,
mich soll's um meiner Herrschaft willen freun.
Jedoch das höchste der erschaffnen Wesen
ward so der Schöpfung unverfälschtes Bild:
Was du zur höchsten Harmonie erlesen,
blieb ungestillt und ewig unerfüllt.
Durch meinen Flug aus deinem Machtgebiet
riß ich die Kluft in jegliches Gemüt,
so wahr und so wahrhaftig wie dein Wille
mich zubestimmt als Glied in jener Fülle,
dir untertan und dir zum Dienst bereit. —
Mich schmiedete die eigne Herrlichkeit
zu starrem Troß von deiner Güte Gnaden,
ein Todesengel deinen Schöpferpfaden.“

Neu reckte sich das Land im Licht empor.
Das Meer verstand die Wohltat seiner Stätte.
Die Erde blühte, selig wie zuvor,
als ob sie Satan nie vernommen hätte.

Und Satan sah das Land, das neu erblühte,
er sah das Meer, das seinen Sinn verstand,
wie Gottes Wesen auf der Erde glühte,
er sah den Segen seiner Schöpferhand,
und er empfand
die Antwort der unwandelbaren Güte.

„So sieh der Menschen schwankendes Geschlecht,
wie es verwirrt von meinem Glanz bestrickt.
Wer nichts als gut ist, findet sich zurecht,
doch in den Besten wird er zum Konflikt.
Zeig' mir den Menschen, der die Sonne schaut
und laut bekennt, er fühlt allein nur dich.
Dir folgt der Schwache, der dir leicht vertraut,
doch in den Starken finde ewig mich!
Wer von den Edlen kann mit Stolz bekennen,
er sei vollkommen und in dir befreit?!
Was die Verschonten ihre Freiheit nennen,
erscheint mir schal von Mittelmäßigkeit.
Du, der die Erde allen zubestimmt,
verlierst den Ersten, der sie wahrhaft nimmt.
Denn wer besteht, der also ausgerüstet,
wie einst dein Traum dein Ebenbild erblickt,
der sich nicht kühn mit eigener Stärke brüstet

und ewig deinem Machtbereich entrückt;
und dessen Hände nicht von Willkür triefen,
und dessen Stirne nicht von Hochmut blinkt,
den, wenn die Engel tausend Jahre riesen,
doch kein Gebot in deinen Frieden zwingt.

— Gäb'st du mir Macht, nur Einen auszustatten,
vollkommen reich an hellstem Aberfluß
des, was die Besten nur vereinzelt hatten
an Möglichkeit zu irdischem Genuß,
und riffest ihn zu dir, in deine Macht,
fürwahr, dann wär' dein Schöpferwerk vollbracht.

Doch er muß stark sein, diese Welt zu fassen.
Mir mußt du seine Rüstung überlassen.

Ein Mann, der stets bewahrt und hingegeben
zugleich, im Schwanken fest, ein ganzes Leben
von Licht und Freude auf der Erde lebt.

Und der doch unter allen Schmerzen bebt,
die du den Menschen auferlegt zu tragen.

Wer nichts als froh ist, läßt sich leicht erlösen.

Ich will, daß alle großen Menschheitsfragen
in ihm erstehn, im Guten wie im Bösen.

Doch ohne daß sein Sinn den Zwiespalt ahnt,
denn die Erkenntnis fälscht das Gold der Tat;
es soll, was ihn an dich und mich gemahnt,
ihm nicht verraten, wer gewettet hat.

Mag er's an denen immerhin erfahren,
die sich vor seiner Wirkung offenbaren.

Was sind im Grunde Weisheit, Macht und Ruhm,
und was die Kunst, im Streben zu gewinnen . . .

Er soll in unerhörtem Heldentum

der Sinnenlust die Erdenfahrt beginnen.

Ich schwör, ihm keine Gabe zu verleihn,
die du nicht selbst den Menschen zugehast.

In welchem Maß, soll meine Sorge sein,
und auch mein Recht, daß ich mit Vorbedacht

die besten Lüste also geb' und wähle,
daß niemals seinem Leib und seiner Seele
die Kraft zu irdischem Genuße fehle.

Ich lasse keines von den Lichtern fort,
die du dem Menschen, dir zum Bild, verliehn.

Ich halte mich an dein Erschaffungswort,
nur das Gesetz der Erde fesselt ihn.

So sag, was gibt es, das ihn lösen möchte!!
das ihn befreit und wieder zu dir brächte!!

Wo blüht das Licht, wo jauchzen die Gewalten,
die deine Tat zur Ewigkeit gestalten,
da meine Hände deine Erde halten?!"

Da riß ein Sturm das Licht aus allen Höhen,
so daß der Glanz des Sonnenscheins erblaste.
Nie ward im Wort so helles Licht gesehen,
wie Gottes klare Antwort es umfaßte.
Und sie erklang von Stern zu Stern getragen:
„Ich will mein Herz in diesem Menschen wagen.“



Chronik

Der dritte der Abende für Literatur und Kunst (21. November) war Fritz Mauthner gewidmet, der von Meersburg, wo der vielseitige und trotz seinem hohen Alter rastlos tätige Schriftsteller seit Jahren lebt, zu uns herüber gekommen war, um aus seinen Werken vorzulesen. Das Programm umfaßte zunächst ein unveröffentlichtes Kapitel aus Mauthners „Lebenserinnerungen“, das sich mit der „Freien Bühne“ beschäftigt, ferner die geistreiche und witzige Parodie auf Eduard von Hartmann aus den „Berühmten Mustern“, endlich aus den „Märchen der Wahrheit“ den Dialog zwischen „Sonne und Mond“ und aus der epischen Dichtung „Der Tod des Gautama Buddha“, die Mauthner besonders am Herzen liegt, die „Schmetterlingspredigt“. Der Abend, der nicht nur von dem geistvollen Kritiker und Philosophen, den wir in Mauthner verehren, sondern auch von dem eigenartigen, bis jetzt wohl kaum nach Verdienst gewürdigten Dichter einen deutlichen Begriff gab, gestaltete sich zu einem warmen Erfolg. — Der vierte Abend fand am 19. Dezember im großen Tonhallsaal statt. Der bekannte Musikkritiker, Dr. Leopold Schmidt aus Berlin, sprach über „Die sinfonische Dichtung“, deren historische Entwicklung er an Beispielen aus Werken von Dittersdorf (Metamorphosen des Ovid), Beethoven (Ouvertüre zu Coriolan), Berlioz (Scène d'amour aus Romeo et Juliette), Liszt (Mazepa), Saint-Saëns (Danse macabre), Smetana (Moldava) und Richard Strauß (Elli Eulenspiegel) illustrierte, die das Konzert-Orchester der Tonhalle unter seiner Leitung spielte. Auch diese Darbietung, die für Zürich in ihrer Art ein Novum war, erfreute sich schon ihres instruktiven Gehalts wegen eines vollen Erfolges.



Herausgegeben vom Lesezirkel Hottingen Zürich
Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Hans Bodmer; für die Anzeigen: Ferdinand Hüttner
Gedruckt in der Buchdruckerei Berichthaus Zürich

Qualitätshaus
für
Küchen & Haushalt-
Einrichtungen



E. Séquin-Dormann Sonnenquai 16

Spezial-Geschäft für
Bildereinrahmung

Neu vergolden, Bleichen von Stichen

KRANNIG & Söhne

ZÜRICH, Selnastr. 48

Goldleisten- und Rahmenfabrik

Gegründet 1892

Bertha Burkhardt

Promenadengasse 6 ZÜRICH 1 Tramhaltestelle Pfauen

**Kristall-, Porzellan-, Fayence-
Kunstgegenstände**

Echte Bronzen, Silber- und versilberte Tafelgeräte, Bestecke, Bijouterien,
aparte Lederwaren, Damenäschchen, Reise-Artikel.

Freie Besichtigung.

Nur erstklassige Fabrikate.

Jaeger-Koch Söhne

Sonnenquai 20 / Zürich / Sonnenquai 20

Wolldecken, Steppdecken, Bettvorlagen, Bazin
und Damast, Flanelles etc.

Praktische Geschenke

Lebensmittelverein Zürich

Konsumenten = Genossenschaft mit 33,000 Mitgliedern
100 Verkaufsablagen in Zürich und Umgebung



Weinkellereien / Grossbäckerei
Brennmaterialiengeschäft
Schuhreparaturwerkstätte

Grosse Verkaufshallen im

ST. ANNAHOF

für Lebensmittel

Haushaltsartikel / Schuhwaren

Herren- und Jünglings-Konfektion

Manufakturwaren / Bonneterie / Mercerie

Chemiserie

Beste Bezugsquelle für alle Artikel des
täglichen Bedarfes

Teleph. Bestellungen
an:

S. 1932 Lebensmittelhalle
St. Annahof



Teleph. Bestellungen
an:

Bestellbureau: . S. 460
Zentralmagazin S. 3559



H. Specker's W^{we} A.=G.

Kautschukmäntel für
Herren und Damen
Summi = Saloschen

19 Kuttelgasse 19 — Ede Augustinergasse

Robes / Manteaux

□ □ □

A. & W. Lukaschek-Baer

Succ^a de Kummer Soeurs

Gotthardstr. 52

Zurich

Pedro Gorgot

Münstergasse 15 und Schützen-gasse 9

Südweine

Dessertweine

Krankenweine

Malaga / Liköre

Erstklassiges Blumen- und Pflanzen-Geschäft

A. Stammer - Pfeifer / Zürich 1

Telephon S. 47.11 — Außer Geschäftszeit: Telephon S. 45.41 Thalacker 11

== Spezielle Blumenarrangements ==

in verschiedenen Formen für

Hochzeiten, Bälle und andere festliche Anlässe

Prompter Versand nach auswärts

Zuberbühler & Cie. A.-G.

Bahnhofstraße 46 ♦ Zürich ♦ Bahnhofstraße 46

GRAND
PRIX
Bern 1914

Elegante Damen- u. Herren-Wäsche
Komplette Braut-Ausstattungen

GRAND
PRIX
Bern 1914

E. Rüegg = Perry

Zürich 4

Stauffacherstraße 35, gegenüber der St. Jakobskirche

Telephon Selnau 2074

St. Gallen: Zum Speisertor

Beste Bezugsquelle für
Teppiche aller Art

Das vornehmste Tanzinstitut

Gesellschafts-
Tanz

«VOVARÉ» Kunst-Tanz

Bahnhofstrasse 57a

ST. ANNAHOF

Tel. Selnau 82,71

Kurse und Privatstunden

Balleitungen / Einstudieren von Reigen und Tänzen für Anlässe.

Jeden Samstag u. Sonntag RÉPÉTITIONS im Hotel Eden au Lac



Vortrag gehalten in der Schlesischen Funkstunde A.G. Breslau 18
am 2. Februar 1931, 16 Uhr von Frau Dr. Sophie S e i d e l .

W. B o n s e l s : Notizen eines Vagabunden - Mario und Gisela.

Am 26. Februar feiert Bonsels, derjetzt im "Wunderland"
Capri lebt, seinen 50. Geburtstag. Der Name Bonsels macht in und
den lyrisch-musikalischen Stimmungsgehalt lebendig, der über
seinem allbekannten Buche "Abenteuer der Maja" wie auch über dem
idyllischen "Himmelsvolk" liegt. Wir sehen einen Dichter vor uns,
dessen lebendige Liebe zu allem Geschaffenen uns die Augen weit
öffnet für das wunderbare Leben un der Natur, einen Menschen,
in dessen Seele weiche Güte, zarte Andacht, mit der er den
Geheimnissen der Schöpfung und des Lebens lauscht, glühende Liebe
zum Schönen getragen sind von einem feinen Humor, von einer Art
schmerzlicher Melancholie, einem Anflug von Spott über das den
Taten und Leidenschaften der Tiere so ähnliche Leben der Menschen.
Bonsels wählt gern einen Stoff, der Romantiker aller Zeiten,
wie Cervantes in den Gesprächen der "Hunde Scipio und Berganza",
E.T.A. Hoffmann im "Kater Murr" und Tolstoi im "Leinwandmesser"
zu Dichtungen angeregt hat: Das Leben des Tieres, das Leben der
Natur. Denn auch in anderen seiner Bücher wie in seinen "Indien-
fahrten" und in "Mario und den Tieren" schildert er Natur, be-
rauscht sich an ihren Wundern und Schrecknissen.

Anders ist es in seinen "Notizen eines Vagabunden" und
in dem Buche "Mario und Gisela", in der er uns ins Menschenleben
führt. Den Auftakt zu seiner Trologie: "Notizen eines Vagabunden",
die aus folgenden Teilen besteht: Menschenwege. Eros und die
Evangelien. Narren und Helden - gibt der Dichter auf einer der
ersten Seiten des Buches in den Worten: "Es kommt eine Zeit, da

Schlesische Funkstunde.

#

Breslau.

Febr. 31.

kommen die Menschen den Jugend zu uns und reden zu uns, auch die Toten, und wir suchen zu erforschen, welchen Wert für den Weg unserer Seele das zurückgelegte Stück Weg unseres Leibes gehabt hat. Ob wir gesunken oder gestiegen, reicher oder ärmer geworden sind. Denn oft messen wir das mit glückbringender oder grausamer Deutlichkeit am Wesen solcher Menschen, die uns einst nahe standen". So ist das Werk zu werten, es klingt wie das Bekenntnis eines Menschen, allerdings eines solchen, der in einer Welt lebt, in der die Gegensätze zwischen Gut und Böse verschwinden. Schuld und Sühne werden darin nicht mehr als "schlecht" bewertet, sondern sind nummehr eine besondere Seite des Lebens, einer Form, in der sich Menschentum äussert. Diese Welt durchwandert irgendwo ein sorgloser, etwas dekadent anmutender junger Mann, der gebildete, arme Vagabund. Ohne Aktivität für die Probleme der Gegenwart lässt er die Fälle des Lebens auf sich einströmen, gibt sich ihm wahl- und kampflos hin, oft schmerzlich staunend, oft dumpf gebunden, um sich dann im heimlichen Ekel vom Niedrigen abzuwenden. Wir glauben es ihm aber gern, wenn er einer Stelle sagt: "Nur ein Bewusstsein peinigt mich bis zur Marter: "Ich werde es nie überwältigen, werde es nie bezwingen das Leben." In einer Art Mystik schaut er durch diese real geschilderte Welt, in die er durch die Landstrasse hineinkommt und die den Sumpf, die Dirne, das Verbrechen wie eine Selbstverständlichkeit bejaht, in eine andere, in die des echten Menschentums, der hingebenden Güte. Immer wieder muß er das Leben erleiden, bis er sich selbst findet.

Es ist wohl zu viel gesagt, wenn man das Buch, so, wie Adler es tut, "den grossen Bildungsroman des Bonsels'schen Menschen" nannte, denn der Dichter vermeidet es bewusst, die geschauten Erschütterungen und Wandlungen einer sehr sensitiven Seele in

irgendeine feste, literarische Form zu legen. Er bringt lose, aneinandergereihte Skizzen, die nicht durch eine äussere Handlung miteinander verbunden sind, Episoden, die nur durch den, der sie immer wieder in einer durch seine Seelenstruktur bedingten Art erlebt, verknüpft sind. So kommt eine innere Einheit zustande, die durch das Werden einer bestimmten Seele bedingt ist. Diese lose Bindung ist scheinbar für diese Art des Inhalts naturgemäß, denn streben nicht Goethe in seinem "Wilhelm Meister", Gottfried Keller im "Grünen Heinrich" und Romain Rollands im "Johann Christophe" danach, die Form des Romans zu sprengen, und Gestaltungen zu bringen, die abseits vom Verlaufe einer geschlossenen Handlung ihr Eigenleben zu ungunsten der Einheitlichkeit des Romans entfalten?

Bonsels Vagabund ist nur in den entscheidenden Momenten seines Lebens geschaut. (Wenn auch Adler behauptet, der Dichter wolle hier die allmähliche Entwicklung des jungen Vagabunden zeigen, so steht dem doch entgegen, dass an vielen Stellen die reife, fertige Persönlichkeit des Dichters durch den Mund dieses jungen Menschen zu uns spricht..) In "Holler" flieht der Vagabund aus der Welt, in der niederes Behagen an alltäglichen Dingen herrscht, zurück in die seines Ideals in der unendlichen Reichum herrscht. Dann lernt er in der "Sommernacht" das ~~Lebens~~ Leidenbild jener Menschen begreifen, die das Herz und nicht die Faust der Welt entgegenstellen. Durch "Pennina" erwächst ihm das Verständnis für die Dirne, deren "brennende Träne um den verlorenen Himmel ihrer Reinheit alle Schuld aus dem Kleid ihrer Seele gewaschen hat". In den folgenden Skizzen: "Das erste Abendmahl", "Nächtliche Begegnung", "Teja", "Scholander" schildert er die Wandlungen, die der Mensch durch sinnliche Liebe erlebt. Die

erste erschütternde Berührung mit ihr, durch die sich "der Kampf der Blut- und Geistesmächte im eigenen Herzen entspinnt"; den unrühmlichen Selbstmord des Unbekannten aus unglücklicher Liebe. Das Erleben geht weiter: die ihm von der Frau eines anderen geschenkte Liebe wird ihm nach einiger Zeit zum Überdruß und bringt ihn dazu, dass er sagen muß: "In einer bestimmten Region meines Daseins verachte ich mich bis zur Selbsterniedrigung". Wohin endlich Begierde führt, die von Genuß zu Genuß taumeln will, zeigt er in dem genial veranlagten, innerlich feinen Scholander, der im Sumpf verkommt, weil er alle Selbstbeherrschung verlor und der doch für alles Schöne und Grosse sich eine offene Seele bewahrt. - Liebe ist auch das Thema des zweiten Teiles: "Eros und die Evangelien". Der Vagabund findet in Asja, die auf ihrem Krankenbett in eine mystische gottsuchende Liebe eingemündet ist, einen Menschen, der ihn emporzieht in jene Regionen, "in denen Klarheit und Freiheit herrschen". Der Tod endet das Glück der beiden, in dem die Himmelsreine Asja ihn dazu führte, dass er sagt: "Ich möchte.... auf dem dunklen Grund niederknien und zu Gott, dem Vater, beten. Mein Gebet wäre nicht Klage noch Bitter, es wäre ein unaussprechbarer Dank". - Später sieht ihn Kaja mit wunderbaren Augen an, wie ein schönes, lebensvolles Tier", sie ist ihm wie eine "blühende Pflanze", die sich ihm erschließt. Ihre naive, dirnenhafte Verdorbenheit mischt sich mit einer holdseligen Feinheit, Natürlichkeit und Schönheit; und trotzdem sie ihn mit einem anderen hintergeht, scheidet er doch in Wehmut von diesem eigenartigen Geschöpfe. - Der letzte Teil des Buches "Helden und Narren" versucht, uns in Jannot den dämonischen Kraftmenschen und in dem Schulmeister Gregor den Helden der selbstlosen Menschengüte glaubhaft zu machen.

Vom literarischen Standpunkt aus betrachtet, zeigt das Werk, um mit Mahrholz zu reden: "eine gewisse sentimentale Literatenhaftigkeit, eine gewisse Übertriebenheit des Gefühls, eine gewisse falsche Übersteigerung des Pathos." Alle Personen sprechen die gleiche, volltönende Sprache des Dichters; meist sprechen sie nur und leben nicht. Die Frauengestalten des Buches sind alle, bis auf Asja, aus einer Sphäre der Dirnenhaftigkeit genommen, auch dort, wo wahre zarte Frauenliebe und echte Güte gezeigt wird. Aber das Werk lässt uns in den blitzartig auftauchenden Bemerkungen, die das ehrliche, bittere Ringen eines Menschen um Verstehen des Lebens, um Ehrfurcht, Wahrhaftigkeit und Güte zeigen, tief hineinschauen in die Seele des Dichters, die auf ihre Art letzten Endes doch zu jenem Manne hinstrebt, von dem die Schrift sagt: "Er ging umher, um Wohltaten zu spenden!". An vielen Stellen seines Buches kommt er in sehnendem Verlangen auch in zu ihm, dessen Wesen Güte, Erbarmen und Verstehen jedes Geschöpfes ist.

Mario und Gisela. - Aus diesem Buche Bonsels strömt wieder junges dichterisches Leben, wirkt sich die Freude am blühenden, ungebrochenen, naturhaften Menschsein aus. Mit derselben Innigkeit, Zartheit, mit der der Dichter die Natur betrachtet, schaut er hier in Mario die körperliche Vollendung, Unberührtheit und Schönheit des jungen Mannes, der im "Wachstum der wilden Freiheit draussen, aufwächst, deren Hauch und Weben Marios Erscheinung kennzeichnet". Er darf sich unter der mütterlichen Fürsorge von Frau Ingrid, die in Einsicht und weitherziger Klugheit seine Jugend betreut, voll entfalten. Nichts Willkürliches und Zufälliges war in ihrem Wirken, ein feiner Mensch war sie, von dem der Dichter sagt: "Es hat nicht viele Menschen gegeben, die das Niedrige so von Grund der Seele aus hassten wie sie". In Marios Nähe kommt das Stadtkind "Gisela", im blassen

Goldschimmer ihrer blonden Mädchenschaft, in zarter Fülle, ein Frühlingskind, so süß "in der Natur, als Hauch und Glanz gestellt". Von Mario, der so innig mit der Natur verwachsen ist, dass sich ihm die Vögel auf die Hand setzen, die Schlangen sich von ihm berühren lassen, ohne zu schaden, geht Leben und Kraft aus. Er wirkt beglückend, hat für alle ein gütiges Verstehen, und bleibt dabei doch in fröhlicher, kraftvoller Jugenhaftigkeit. Mecker, den wilden, hergelaufenen Dorfjungen, dessen Leben und Sterben mit in die Erzählung verflochten ist, macht Marios Güte und kraftvolles Menschentum zu einem frohen Geschöpfe. Sogar den Wilddieb entwaffnet Mario dadurch, dass er ohne Gewehr, ohne Waffe zu ihm geht und in liebevoller Weise mit ihm redet. Ganz zart ist das scheue Zurückweichen der beiden schönen jungen Menschen Gisela und Mario geschildert, als sie fühlen, dass Liebe zueinander in ihnen entsteht. Ehrfurcht, Fremdheit, Unruhe, all das Ungeklärte der jungen Menschenseele entfaltet sich. Sie suchen sich innerlich, in dem sie sich äusserlich meiden. Wie ein holdes Märchen aus ferner Welt klingt das Ganze bis auf den Schluß, der, wie ein greller Ton die Harmonie zerreisst. Wir fühlen, dass das Paradies der Reinheit zerstört ist, dass alles das, was traumhaft, märchenhaft schön war, der Wirklichkeit Platz machen musste. Mario aber, der nun ratlos und sehnsüchtig nach dem Sinn des Lebens forscht, findet sich wieder in folgendem Traum:

Dr. Sophia Suida.

(vorlesen Seite 246 letzter Abschnitt)